

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1899

272 (18.11.1899) Badisches Museum, Nr. 6

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.
Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 6.

— Erscheint zweimal wöchentlich. —

18. Nov. 1899.

Die Normannen-Gefahr im flottenlosen Frankenreich.^{*)}

Von Dr. jur. Th. Franz in Mannheim.

(Nachdruck verboten.)

I.
Die Normannen — Dänen setzten schon zur Zeit Karls des Großen (768—814) dem Festlande zu. Schon damals kam der Normannenfürst Gottfried auf seinem Raubzuge bis Aachen und hat Friesland und Sachsen als Provinzen seines Reiches angesehen und sich Rechnung auf die Herrschaft vom ganzen Frankenreich gemacht. Uebervölkerung und Abenteurerlust war der Grund, daß die Normannen (Nordmannen, Wikinger) ihre Heimat Skandinavien und Dänemark verlassen haben.

Zu Jahre 810 ist Gottfried mit einer Flotte von 200 Schiffen in Friesland gelandet und hat schon damals den Friesen einen Tribut von 100 Pfund Silber auferlegt. Der Mönch von St. Gallen erzählt, daß Karl der Große gegen Ende seines Lebens bei einer seiner Rundreisen im Reiche von einem Hafenorte aus zugehen habe, wie die Normannen mit ihren Schiffen anlandeten. Karl habe dabei geweint und erklärt, er sei bei diesem Anblick von Schmerz ergriffen, weil er voraussehe, wievielen Schaden die Normannen seinen Nachkommen und deren Unterthanen zufügen würden.^{**)} Es wird von Karl berichtet, daß er eine Flotte ausrüstete, an allen Häfen und Flußmündungen, wo geeignete Ankerplätze zu sein schienen, kleine Geschwader und Wachposten einlegte und dadurch verhindert habe, daß zu seinen Lebzeiten in Gallien (dem heutigen Frankreich) und Deutschland durch die Normannen schwerer Schaden zugefügt werde.

Unter den schwachen Nachfolgern Karls des Großen wurde diese Normannenplage eine geradezu entsetzliche: Beinahe kein Jahr verging, in dem nicht die Normannen Einfälle in das Frankenreich machten. Der ganzen Küste entlang zogen sie in die Flüsse hinein: In die Schelde, in den Rhein bis Köln und Bonn; in die Seine wiederholt bis Paris, das wiederholt gebrandschatzt, ja verbrannt wurde; in die Loire bis Tours und Orleans, ja Balzay; in die Garonne bis Toulouse und in die Rhone bis Valence. Dabei überwintereten die Normannen häufig im Lande, z. B. auf der Insel Rhé (gegenüber von La Rochelle). In Dornstade (Wijl bij Duurstede am IJssel), auf der Insel Walcheren und in der sogenannten batavischen Insel zogen sich die Normannen wiederholt fest. Mit ungeheureren Flotten rückten die Normannen an: so mit 150, 200, 252, 600 Schiffen (Annal. Bert. zum Jahre 845, 852, 861). Und wie hausten sie! Alle die großen Städte, die vom Meere aus auf den Flüssen erreicht werden konnten, wurden verbrannt: so Köln, Bonn, Aachen, wo sie aus der Kapelle des Königs einen Pferdestall machten; das Kloster Prüm (am Prümflusse nördlich von Trier), Mastricht, Lüttich, Gent, Deventer, Cambrai, Amiens, Noyon, Nantes, Paris, Le Mans, Rouen, Tours, Orleans, Poitiers, Bordeaux, Marseille, und viele andere. Was nicht umgebracht wurde, wurde in die Gefangenschaft geführt, Kirchen und Häuser wurden verbrannt; überall auf den Straßen lagen Leichname; ja es gab keinen Weg oder Ort, wo nicht Lote lagen; Entpressungen waren an der Tagesordnung. So lauten die Schilderungen der Jahrbücher.

Und was geschah gegen die Normannen? So ziemlich nichts!

^{*)} Die Quellen der Darstellung sind: die Annalen der Klöster von St. Bertin, St. Baast und Fulda, der Mönch von St. Gallen, Einharbs „Leben Karls des Großen“, sowie dessen Annalen, die Chronik des Abtes Hegino von Prüm und endlich die Chronik über die Thaten der Normannen im Frankenreiche (bei Bouquet, scriptores rerum Gallicarum et Francicarum, VII, S. 152 ff., VIII, S. 94 ff.).

^{**)} Diese Stelle des Monachus Langallensis, II, 14, hat dem Alexander Kaufmann Veranlassung zu dem herrlichen Gedichte „Karl und die Normannen“ (abgedruckt bei Simrock „Die geschichtlichen deutschen Sagen“ Nr. 48) gegeben.

Da wird einmal gemeldet, „es sei alles nötige zum Schutze der Küsten angeordnet worden“. Worin dieser Schutz bestanden hat, ist nicht gesagt. Einmal wird, zum Jahre 837 gemeldet, daß unter Ludwig dem Frommen (814—840), dem Sohne Karls des Großen, auf einer Reichsversammlung beschlossen worden sei, „um den Einfällen der Normannen leichter begegnen zu können, eine Flotte möglichst rasch herzustellen“. (Ut deinceps illorum incur ionibus facilius obsisti queat, classis quaquaversum diligentius parari iussa est.) Bei diesem Beschlusse blieb es zweifelsohne, denn man hört nichts weiter davon, daß die Flotte hergestellt worden sei, oder daß den Normannen auf dem Meere entgegen getreten wurde; es wurden seitens der Normannen die Einfälle in denselben Maße, ja häufiger, wiederholt und weiter erpreßt, so insbesondere von den hauptsächlich heimgesuchten Friesen Tribut eingetrieben. Ja, Karl der Kahle, der jüngste Sohn Ludwigs des Frommen, der nach der Teilung des großen Frankenreiches durch den Vertrag von Verdun (843) das Westfrankenreich, das heutige Frankreich, erhalten hatte, hat den Normannen, nachdem dieselben wieder bis Paris vorgeedrungen waren, um sie zur Rückkehr zu bewegen, eine Summe von 7000 Pfund Silber bezahlt (Annal. Bert. 845: munere (!) septem millium librarum eis inhibito a progrediendo compescuit ac redire persuasit). Lothar I., der älteste Sohn Ludwigs des Frommen, welcher bei der Teilung von Verdun den mittleren Teil des Reiches erhalten hatte, welchen man Lothars Reich, Lothringen, nannte, ließ sich sogar soweit herunter, dem Normannen Herold die Insel Walcheren mit den angrenzenden Gegenden zu Lehen zu geben und einige Jahre nachher, 850, dem Normannen Rorich, der mit einer Menge Schiffe in den Rhein und die Waal einfuhr und die ganze Gegend verwüstete, da er ihn nicht besiegen konnte, Dornstade und andere Grafschaften (später als regnum Frisonum bezeichnet) als Lehen zu überlassen. Und ebenso begab Karl der Kahle die Feigheit, den Normannen ein Stück Land als Lehen hinzugeben (Dignum sane omni detestatione facinus. Annal. Bert. 841).

Zu Jahre 847 haben sich die drei Könige Lothar I., Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle dahin aufgerafft, dem Normannenkönig sagen zu lassen, daß, „wenn er die Seitigen nicht von den Einfällen in die christlichen Länder abhalte, er sicher sein könne, daß sie ihn mit Krieg überziehen würden.“ Ueber diese heroische That der Drohung lachten die Normannen, da sie wußten, daß die Franken ihnen nichts anhaben könnten, weil diesen — die erforderliche Flotte fehlte.

Bald darauf, 858, nahmen die Dänen den Abt von St. Denis (bei Paris), Ludwig, einen Enkel Karls des Großen von dessen Tochter Rotrud, sowie dessen Stiefbruder Gauzlin, ebenfalls Abt, gefangen und verlangten eine ungeheure Lösesumme für dieselben. Um diese aufzubringen, wurden die Schätze der Kirchen erschöpft und mußten noch die Bischöfe, Äbte und Grafen beisteuern.

Die Normannen, welche sich an der Somme niedergelassen hatten, haben dem Könige Karl versprochen, gegen eine Summe von 3000 Pfund Silbers für ihn Partei zu nehmen und gegen die Dänen, welche in die Seine eingedrungen waren, zu Felde zu ziehen, um solche zu vertreiben. Um dieses Geld aufzutreiben, wurde zum erstenmale eine Normannensteuer (ensaatio) ausgehoben auf alle Schätze der Kirche, alle Viegeschafte und auf die Kaufleute. Doch die Normannen hatten nur ihren Hohn mit dem machtlosen König getrieben (860). Im folgenden Jahre zahlte derselbe König den Normannen, welche das Kastell Oculus in der Seine (Dissel, südlich von Rouen) belagerten, damit sie nicht plünderten, 5000 Pfund Silbers und eine Menge Vieh und Getreide. Die Belagerten selbst aber mußten noch weitere 600 Pfund an Gold und Silber entrichten.

Im Jahre 866 traf Karl der Kahle mit den Normannen, als diese abermals in die Loire hinaufzogen und ungeheure Beute machten, ein Abkommen, das klar ausspricht, wie fürchtbar verzweifelt die Lage des Staates schon geworden sein muß: die

schöpferischen Glauben, trug schon den Keim dessen in sich, was die spätere Entwicklung der englischen Kunst zu ihren Ungunsten von der kontinentalen Kunst scheiden sollte: Die Betonung des Inhaltlichen, das Erzählende, Belehrende, Moralisierende. Wie diese Eigenschaften das Emporkommen rein künstlerischer Qualitäten, einer klaren Komposition, einer harmonischen Farbgebung verhinderten, wie aber auch andere Einflüsse, z. B. die des Klimas, in dieser Hinsicht mitwirkten, das ist alles mit Klarheit und Umsicht von Eigeranne auseinandergesetzt. Die Beschränkung auf das „spezifisch Englische“ in der heutigen englischen Malerei (Wißler z. B. und die Schotten sind ausgeschlossen) ist der Einheitlichkeit und der Schärfe seiner Betrachtung umso mehr zu gute gekommen, als der Begriff eben des „spezifisch Englischen“ durchaus richtig gefaßt ist. Für die Zukunft der englischen Kunst aber wird es von Bedeutung sein, ob sie ihren Horizont über jene Grenzen hinaus erweitern kann, ohne ihre Eigenart einzubüßen. Und für unsere Künstler, sofern sie sich überhaupt mit Büchern auseinanderzusetzen lieben, wird es nicht unnützlich sein, bei sich die Warnungen zu überlegen, die der französische Autor in den Schlusskapiteln seines inhaltreichen Buches an seine Schilderung der jenseits des Kanals gepflegten Gedanken und Kunsttätigkeit knüpft.

Die Pflege des kindlichen Knochenystems.

Gegen die Hygiene des Knochenystems wird sehr häufig schon in der frühesten Kindheit, aber noch mehr in der Knaben- und Mädchenzeit gesiebt. Dahin zählt schon, so schreibt Dr. Emil Graf im „Frankl. Generalanz.“, die immer noch in weiten Kreisen fortbestehende Einschnürung des kindlichen Körpers in Bindeln und Decken, wodurch die naturgemäße Abwechslung gehindert, dagegen sehr oft eine einseitige Richtung des Muskelzugs am Knochengerißt herbeigeführt wird. So entstehen die häufigsten Verkümmungen der Unterarmknochen (X- und O-Beine) bei kleinen Kindern dadurch, daß die Unterarmknochen immer nur einen Zug auf ihre Ansatzstellen an den Füßen ausüben, also wesentlich diese nur nach oben ziehen können, sodaß die Unterarmknochenachse allmählich von der geraden abweicht. Daß diese Erklärung richtig ist, geht daraus hervor, daß die krummen Beine in der Regel bald gerade werden, wenn die Kinder laufen, also ihre Beinmuskeln nach allen Richtungen hin wirken lassen können. Leider wird manchmal die Wirbelsäule, oder, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, der Rücken der Kinder dadurch schief, daß die Kinder-Mädchen die Kleinen stets nur auf ein und demselben Arme tragen und dabei die eine Seite gegen ihre eigene Brust drücken und stützen, woher es auch rührt, daß sehr oft die Mädchen selbst durch einseitige Belastung ihres noch nicht gehörig gesetzten Skeletts zugleich schief werden. Sehr oft wird ferner der weichtnackige, rasch wachsende Fuß des Knaben schon in ganz enganschließende, feste Schuhe eingezwängt, woraus dann Entstellungen des Fußes resultieren. Noch öfter wird durch falsche Ernährung, besonders durch überwiegende Brot- und Kartoffelnahrung, wofür die meisten Kinder eine besondere Vorliebe haben, eine schlechte Knochenbildung herbeigeführt. Daher rühren dann schwache und oft kranke Knochen und Zähne, welche letzteren in der Regel für das ganze Leben dadurch geschädigt, „schlecht“ werden. Kommen zu solch verkehrter Ernährung noch die Einflüsse dämpfer, feuchter Wohnungen ohne Luft und Licht und der Unreinlichkeit, so entstehen Strophulose und Rhachitis (englische Krankheit) mit allen ihren schlimmen Folgen für das Knochenystem. Daß es so wenig regelrecht gebildete Füße und so viele mit verkümmerten Beinen und mit eingekrümmter Wölbung giebt, rührt von schlechtem Schuhwerk her, im ersten Falle von zu kurzen und zu schmalen Schuhspitzen oder Schuhen mit zu hohen Absätzen, in welchen der Fuß durch das Körpergewicht stets nach vorn gedrückt wird, im zweiten durch zu flache weiche Schuhsohlen, deren Bug nicht nach oben gebökt bleibt und fehlende oder zu niedere Absätze. Durch weiche Erziehung und besonders durch den Mangel an körperlicher Arbeit und Muskelübungen, bleibt sehr oft das ganze Skelett unentwickelt, wird dünnknöchig und schlant, wobei es wie Weiden wohl in die Länge schießt, aber nicht in die Dicke wächst. Hohe Schultern und schiefe Kopfhaltung entstehen bei Knaben und besonders bei den von Natur aus schwachknöchigen Mädchen durch schlechte Schulbänke und dadurch bewirkte schiefe Körperhaltung, die bei den letzteren noch durch Näh- und Stridarbeiten später oft gesteigert wird. Schmalbrüstigkeit und schmale Hüften sind ebenfalls oft gezüchtet, und zwar am häufigsten durch Vermeidung jeder körperlichen Arbeit, die nicht vornehm ist. Ungleiche Bildung des Schädels ist nicht selten die Folge vom ständigen Liegen auf einer Seite in der Wiege; ist doch der Schädel des Kindes bekanntlich sehr leicht in bestimmte Formen zu bringen, wie die künstlichen, durch Schnüren und Druck herbeigeführten absonderlichen Schädelbildungen bei gewissen Völkern, Indianern u. s. w. beweisen. Selbst gewisse Anfiten und Unarten haben Einfluß auf die Knochenentwicklung. So zum Beispiel ist es eine bekannte Erfahrung, daß sogenannte „Lutcher“ nicht nur einzelne verbildete Finger und Zähne, sondern auch allgemeine Knochenchwäche sich herbeilutchen, weil durch Lutchen das Hungergefühl geschwächt und dadurch die Ernährung beeinträchtigt wird.

Verstchiedenes.

Ein prähistorischer Fund. Ein interessanter Fund wurde von Erarbeitern beim Sandgraben auf einem an der Mörscherstraße bei Frankenthal (Pfalz) gelegenen Acker gemacht. Die Arbeiter fanden in drei hintereinander liegenden Flachgräbern drei Skelette, die, den daneben aufgefundenen Waffen nach zu urteilen, Kriegern angehört und mindestens 2000 Jahre lang in der Erde gelegen haben. Die aus der Hallstattperiode stammenden eisernen Schwerter haben zur rechten Seite der mit dem Kopfe nach Osten gerichteten Skelette gelegen. Es sind zweischneidige und eine einschneidige Waffe, mit drei zu den Schwertern gehörigen Beigaben. Das eine zweischneidige Schwert, eine sogenannte Spatha, hat eine 77 cm lange und 5 cm breite, gerade und sich mäßig aufbiegende Klinge. Der Griff ist, soweit er erhalten, 11 cm lang und am Ausgange der Klinge 2,5 cm breit. Von der Schneide ist das Mundblech, der spätern kurzen Parierstange ähnlich, erhalten; es hat die Länge von 8,5 cm, war mit zwei noch vorhandenen Nägeln befestigt und hat auf der Außenseite die Spuren einer mit Patina überzogenen Verzierung. Bei dieser Waffe lag noch der Knäuf des Griffes, oder auch der Stiefel der Schwertschneide. Das Stück ist aus Bronze, 6,5 cm lang, 1,8 cm breit und in der Mitte 2,4 cm hoch. Die Außenseiten sind mit linearen Ornamenten ausgestattet und, wie natürlich, mit Patina überzogen. Auch der Schwertknauf, 10,7 cm lang und 2,5 cm breit, mit drei von Patina überzogenen Nägeln aus Bronze, fand sich im Grabe vor. Die andere, ebenfalls zweischneidige Spatha hat eine 73 cm lange, gerade Klinge von 5 cm Breite. Die noch erhaltene Länge des Griffes läßt auf einen sogenannten Zweihänder schließen. Das dritte einschneidige Schwert, eine sogenannte Snamajax, hat eine 43,5 cm lange, gerade Klinge mit einer 12 mm starken Rückenbide und einem 20,5 cm breiten Griff. Weitere Ueberreste von Waffen fanden sich nicht vor.

Ein bisher unbekanntes Bild von Kant ist von Dr. P. v. Lind wieder aufgefunden worden und wird in dem soeben erschienenen Heft der „Kantstudien“ zum erstenmal veröffentlicht. Das Bild befindet sich im Besitz des Fürsten von Pleß auf Schloß Fürstentum in Schlesien, der den „Kantstudien“ eine Photographie des Originals zur Verfügung gestellt hat. Das Kantbild stammt ursprünglich aus dem ersten Band der Sammlung des Malers Fr. Wilh. Senemaldt, die 400 außerordentlich wertvolle Porträts von bekannten und unbekanntem Persönlichkeiten aus Preußen aus der Zeit von 1784-1800 enthält. Es sind ausschließlich Aquarellbilder, wahrscheinlich die Originalaufnahmen Senemaldts, die der Künstler in Wasserfarben auf Papier malte; nach diesen führte er später die eigentlichen verlaufenen Bilder auf Pergament oder Eisenblech aus. Das wieder aufgefunden Porträt ist ein Sepia-Miniaturbild in Ovalformat bei einer Höhe von 133 mm und einer Breite von 98 mm. Es stellt Kant im Profil nach links gemendet vor und ist ein Brustbild. Unterhalb des vierten Knopfloches befindet sich eine kleine schwarze Inschrift, kaum zu lesen, die als Datum den „25. October 1786“ angiebt. Die Unterschrift des Bildes lautet: „Professor Kant in Königsberg“ in halb lateinischen und halb deutschen Buchstaben. Kant trägt eine Perücke, die im Nacken mit einer schwarzen Schleife abschließt und über dem linken Ohr fünf gekräuselte Locken zeigt. Eine Brustkrause und ein Rock mit Stehragen vervollständigen den Anzug, der ganz der damaligen Mode entspricht. Das Gesicht zeigt einen durchgeistigten Ausdruck und einen Zug tiefer Güte. Leider dem mehr charakteristischen als schönen Mund mit der kritischen Unterlippe schwebt ein feiner Zug von Humor. Auf das Auge läßt sich die begeistertste Schilderung des Kantbiographen Zachmann anwenden: „Kants Auge war wie vom himmlischen Aether gebildet, aus welchem der tiefe Geistesblick, dessen Feuerstrahl durch ein leichtes Gemölz etwas gedämpft wurde, sichtbar hervorleuchtete!“ Das Porträt stellt Kant im Alter von 62 Jahren, in der Zeit seiner höchsten geistigen Blüte dar und kann zweifellos als eins der besten Porträts Kants überhaupt bezeichnet werden. Kant sieht hier noch jugendlich und heiter aus, während das berühmte Kantbild von Döbler aus dem Jahre 1791 einen schwerfälligen düstern Charakter hat und Kant nicht mehr in seiner Blüte, sondern in seinem Alter darstellt.

Die Künstler der Renaissance lebten. In der „Chronique des Arts“ veröffentlicht Eugene Müny zwei Steuererklärungen Florentiner Bürger aus dem 15. Jahrhundert, die ein besonderes Interesse gewähren, weil sie Bezug haben auf Sandro Botticelli und Lorenzo di Credi, und ein Streiflicht auf die Lebensführung der von uns so geehrten Renaissancekünstler werfen. Der Vater des ersteren, Mariano de Bami, ein Lohgerber hatte sich 1486 im Alter von 86 Jahren von seinem Geschäft zurückgezogen. Sein Hausstand umfaßte mit den Familien seiner vier Söhne — Sandro war der jüngste — im ganzen 17 Mitglieder. Dieser patriarchalische Hausstand lebte von den Einkünften eines kleinen Grundstückes, sechs bei Peretola gelegenen Parzellen, die an einen gewissen Antonio de Neucione und seine Brüder verpachtet waren und 72 Scheffel Getreide und 13 Maß Wein hervorbrachten. Außerdem besaß Mariano ein Haus bei Santa-Maria Novella, in dem er wohnte. Zwei andere, die er von einem Bruder geerbt hatte, waren von ihm für eine Summe, die etwa

Normannen erhielten 4000 Pfund Silber; alle von den Normannen geraubten Sklaven, die nach jenem Vertrage ihnen entlaufen waren, wurden ihnen zurückgeliefert oder nach einem von ihnen beliebig festgesetzten Werte ausgelöst; wenn einer der Normannen getötet wurde, so wurde für denselben eine Geldbuße, die von den Normannen festgesetzt wurde, bezahlt. Um diese Summen vertragsmäßig aufzubringen, wurde wieder auf das ganze Reich eine Steuer ausgeschrieben. Auch Lothar II. hat in seinem Reiche, in Lothringen, eine Normannen-Steuer erhoben und diese Geldsumme nebst einer großen Menge an Mehl, Vieh, Wein und Bier dem Normannen Rodulf, dem Sohne Herolds, bezahlt (864).

Schon 11 Jahre nachher, 877, wurde von Karl, um einen neuen Tribut von 5000 Pfund Silbers an die Normannen zahlen zu können, eine neue, noch schwerere Steuer, auf dem Reichstage zu Compiègne ausgeschrieben. (Edictum Compendiense de tributo Nordmannico, bei Boretius, Capitularia regum Francorum, II, S. 353.)

Nichts also geschah seitens der drei Regierungen des Frankenreiches, um der Normannenplage los zu werden. Die Einwohner waren überall auf sich selbst angewiesen. Es scheint eine allgemeine Erschlaffung eingetreten zu sein, eine Auflösung aller Verhältnisse, eine Feigheit, welche ganz unglücklich ist. Nicht ein einziges Mal versuchten die Franken — jene Franken, welche mit so ungeheurer Energie und Ausdauer seiner Zeit den kriegerischen Arabern entgegengetreten sind — in offener Feldschlacht den Normannen zu begegnen. Vom Bau einer Flotte, wodurch allein im Kampfe gegen die Normannen auf einen Erfolg zu rechnen gewesen wäre, ist nirgends mehr die Rede.

Ein Buch über die englische Malerei. *)

Es scheint dem Geiste der „Moralität“, das unsere Presse regiert, ins Gesicht zu schlagen, wenn in diesen Wochen von England und den Engländern in einem andern Zusammenhang, als in dem des Burenkrieges gesprochen wird. Wir haben uns so daran gewöhnt, nur noch vom „perfiden Albion“, von den „räuberischen Angelsachsen“ zu reden, als die faculté maitresse des englischen Volkscharakters rücksichtslos Eroberungsgier zu betrachten, daß wir uns erst wieder an den Gedanken gewöhnen müssen, es könnten doch auch andere, edlere Instinkte unsere Vorkämpfer jenseits des Kanals befehlen und sie schon zu manchen schönen und bewundernswerten Thaten des Friedens begeistert haben. Vielleicht ist es aber gerade jetzt ganz gut, sich auch dieser unzulänglichen Thatfache zu erinnern. Der geistige Austausch, der Freihandel der Ideen, der zu den Lebensbedingungen, wie zu den Ehrenpflichten zweier so civilisierter Nationen gehört, kann nur dann in der rechten Weise gedeihen, wenn wir auf dem schmalen Pfade zwischen Anglomanie und Anglophobie sicher und stetig weiterzuschreiten uns bemühen. Augenblicklich schwanken wir etwas sehr stark nach der anglophoben Seite, was durch das Abstoßende in der Erscheinung gewisser englischer Staatsmänner und in gewissen Praktiken der englischen Politik erklärlich wird. Mag es aber immerhin eine Thatfache sein, daß eine ganze Jahresproduktion von Bears Soap nicht hinreichen würde, die Hände des Herrn Josef Chamberlain weiß zu waschen, mögen unsere Sympathien die Buren in ihrem todesmüthigen Verzweiflungstaupe begleiten, mag unsere Politik der englischen gegenüber ein gutes Stück Mißtrauen betätigen, das nur immer mit ebenso viel aktiver Klugheit und Besonnenheit hätte gepaart sein sollen — das alles ist kein Grund, uns in eine da und da, alle Gebiete des Lebens umfassende Vertimmung gegen England hineinzureden. In opferwilligem Gemeinsein, in politischer Bildung und gesellschaftlicher Kultur ist uns dies „Kramervolk“ noch immer soweit voraus, daß es für uns keine Schande ist, in diesen Dingen von ihm zu lernen. Mit Nutzen lernen können wir aber nur, wo wir ernstlich zu verstehen suchen, und nicht, wo wir blindlings nachahmen oder hochmüthig aburteilen.

Was nun die englische Kultur betrifft, so hätten wir uns im letzten Jahrzehnt mit mehr Recht Anglomanie als Anglophobie vorwerfen können. Aus dem Volke der Dichter und Denker, das wir angeblich einmal waren (es muß wohl vor dem Umsichgreifen des Statuipiel gewesen sein), scheinen wir uns in ein Volk des Lawn-Tennis und des Segelports umzuwandeln. Wenn das, wie ja das englische Beispiel vermuten läßt, das training ist, um ein Volk von Bletteroberern zu werden, so bleibt uns nichts übrig, als zu dieser Metamorphose unsere Zustimmung zu geben. Und den Wunsch hinzuzufügen, daß die Modesache zur Sache verständnisvoller Einsicht werde und daß die Einsicht von dem, was beiden Völkern gemeinsam ist oder werden kann und von dem, was sie trennt und trennen muß, unbehindert von politischen Zwischenfällen sich immer mehr vertieft und ausdehnen möge.

Wie dicht Trennendes und Gemeinsames nebeneinander hergehen, dafür liegt ein besonders frappantes Beispiel auf kulturellem Gebiet nahe. Englische Kunst und englisches Kunstgewerbe — man sollte die beiden für ein unlösbares Ganzes halten. Und doch:

*) Robert de la Sizeranne, Die zeitgenössische englische Malerei. Autoris. Uebers. a. d. Französi. von Else Fürst. 89, 529 S. 48 Bilder-tafeln. — München, F. Bruckmann. — Eleg. geb. Pr. 10 M.

wie viel Vorbilder und Anregungen hat deutsches Kunstgewerbe, das Wort im weitesten Sinn gefaßt, vom englischen empfangen, und wie wenig Förderung vermag die moderne englische Malerei unserer deutschen zu geben! Damit ist natürlich noch gar nichts gegen den absoluten Wert der englischen Malerei von heute gesagt. Wir können sie sogar um ihren spezifisch nationalen Charakter beneiden, wir können die Männer, die in Theorie und Praxis sie erst geschaffen und gefördert haben, bewundern und lieben; aber wir dürfen uns dabei nicht verhehlen, daß gewisse Züge, in denen jenes eigentlich Englische ihrer Kunst zum Ausdruck kommt, uns vom heutigen Standpunkt der deutschen Kunst aus, direkt unkünstlerisch erscheinen und daß jene Männer fast durchweg musterhafte Gentlemen, aber nicht immer als Kunstphilosophen und Maler nachahmenswerte Vorbilder sind. Dem englischen Kunstideal steht das der kontinentalen Völker in so einseitiger Geschlossenheit gegenüber, daß der Franzose R. de la Sizeranne in seinem Wert über die zeitgenössische englische Malerei nicht bloß den Standpunkt Frankreichs, sondern gleichzeitig auch den unjenseitig fixiert hat.

Als den Mittelmann zwischen der modernen englischen Malerei und dem deutschen Publikum darf man wohl Hubert Perromer bezeichnen, der, seiner Geburt nach Deutscher, in seiner Kunst durchaus Engländer, mit der „Lezten Musterung“ und besonders mit den zwei Porträts der „Dame in Weiß“ und der „Dame in Schwarz“ in seiner oder richtiger seiner Eltern alten Heimat sich eine populäre Beliebtheit errang, die ihm seitdem treu geblieben ist. Das Interesse an moderner englischer Kunst wuchs dann, als Anfangs der 90er Jahre Aufsätze über die „Präraphaeliten“ und Abbildungen ihrer Werke in unseren Zeitschriften und endlich einige dieser Werke selbst in unseren Ausstellungen auftauchten. Man nannte dabei freilich in Deutschland manches „präraphaelitisch“, was mit der ursprünglich so genannten Richtung nur noch in zweiter Linie zu thun hat; aber daß die Sache von vornherein einen Namen und einen so klugvollen — hatte, trug viel dazu bei, sie so rasch, wie es geschehen ist, interessant und beliebt zu machen. Künstler deutscher Nation, die an die koloristischen Leistungen ihrer einheimischen Kollegen den strengsten Maßstab legen, brachten es in einer Art Autosuggestion fertig, Watts für einen großen Koloristen zu halten (wie man z. B. auch an dem absurden William Blake das preist, für das man unsern Cornelius verdammt); und die zerbrechlichen aber vornehmen Gestalten des Sir Edward Burne Jones entzückten auch die deutschen Beschauer nicht nur durch den Zauber ihrer verschwiegenen und leidenden Hobbies, sondern auch dadurch, daß sich bei ihnen so viel denken ließ. Und wie erfreuten sich auch weitere Kreise an Leighton's akademisch süßer, geschickt auf Größe pozierender Kunst, an Alma Tademas gefälligen Genre-scenen in streng antiquarischer Fassung, an Willais glatt und nett gemalten Anekdoten, dreier Künstler, die alle schon vor der so sehr verspäteten „Entdeckung“ des englischen Präraphaelitismus auf dem Kontinent eingebracht waren.

Alles in allem hatte man sich allmählich doch wohl in eine Ueberschätzung der englischen Kunst hineingeredet, die durch unterstützt wurde, daß man verhältnismäßig wenige ihrer Schöpfungen im Original sah und daß die ganze Richtung so sehr der wieder umfahrenden Wortliebe für „Ideen-Kunst“ entgegenkam. — Der Ueberschätzung zu steuern, aber auch einer Untererschätzung vorzubeugen durch Darlegung des historischen Werdens, der ästhetischen, sozialen und nationalen Existenzbedingungen der neuen englischen Kunst — das ist Zweck und Verdienst des Buches von R. de la Sizeranne, dessen gut lesbare Uebersetzung (Entgleisungen wie „Die Marmorbilder von Elgin“ für Elgin Marbles, S. 127, sind selten) mit gegen 50 sehr instruktiven Illustrationen soeben in schöner Ausstattung erschienen ist. Wir haben uns gewöhnt, französische Werke über Gegenstände der bildenden Kunst, besonders der Malerei, mit einem günstigen Vorurteil in die Hand zu nehmen, und in dieser Voreingenommenheit werden wir auch bei Sizeranne nur selten enttäuscht. Am öftesten noch im zweiten Teil, der Kunst und Kunstmeinung der „jetzigen Meister“ (Watts, Holman Hunt, Leighton, Alma Tadema, Willais, Perromer, Burne Jones) analysiert; wir sind z. B. erstaunt, wenn wir da von einem Franzosen hören, die Bilder Watts seien großartig, weil sie Ideen von Liebe und Tod, den einzig übrig gebliebenen Göttern des verwaisten modernen Olymp, verkörpern. Aber im dritten Teil, der „Die charakteristischen Merkmale“ behandelt, sehen wir, daß der Verfasser, der bei Besprechung der einzelnen Künstler sich gleichsam als Gast bei diesen fühlte und deshalb ihre Theorien mit Respekt und scheinbarem Kopfnicken anhörte und wiederholte, in der synthetischen Betrachtung durchaus seinen eigenen, oder auch den französischen, den kontinentalen Standpunkt wahrte, zu dem sich unsere Kunst mühsam und ehrlich durchgerungen.

Ein Stück dieses Ringens bedeuten ja auch die (im 1. Teil des Buchs vorzüglich geschilderten) Kämpfe, in denen die „Präraphaelite Brotherhood“ ihren Prinzipien und ihren Leistungen zum Sieg verhalf gegenüber dem Widerstand der stumpfen Welt. Aber jene präraphaelitische Fröhlichkeit, lebensmüthig und erhebend in ihrer frischen Natürlichkeit, ihrer stolzen Jugendlichkeit, in ihrem innigen und

16 000 bis 20 000 M. gleichkommen würde, verkauft worden. Schließlich hatte er ein kleines Haus nahe dem seinigen, wo ein Teil seiner Nachkommenchaft wohnte, und ein Landhaus in Careggi gemietet. Diese bürgerliche florentinische Familie lebte also in einem gewissen Wohlstande. 1498 starb der Vater, Sandro und sein Bruder Simone bewohnten nun das Familienhaus allein und scheinen in ihren Geschäften ziemlich schlecht bestellt zu sein. Ihr ganzes Immobilienvermögen besteht in einem Haus, das von einer Domäne, einem Weinberg und Obstgarten, umgeben ist und ungefähr ein Einkommen von 160 M. abwirft. Lorenzo di Credi bewohnte mit seiner Mutter eine aus zwei Räumen bestehende, sehr ärmliche Wohnung, deren Miete nicht 160 M. betrug. Sie lebten von den Einkünften einer kleinen Domäne, die von einem einzigen Arbeiter bebaut wurde und 203 M. einbrachte, und von den 640 M., die Lorenzo jährlich bei Perrodio verdiente. Die Wohnung dieser armen Leute würde sich erbärmlich gegen die Paläste ausnehmen, die manche Künstler unserer Zeit bewohnen.

Der Weltuntergang und die Abendröte. Eine hübsche Weltuntergangs-Anekdote wird aus Italien berichtet: Im Jahre 1866, als man auch von dem Wiedererscheinen eines großen Kometen sprach, der der alten Mutter Erde den Gnadenstoß geben sollte, war in einer italienischen Stadt die Bevölkerung in großer Aufregung, und jeder unbedeutende Vorfall wurde als ein Zeichen des bevorstehenden Weltendes angesehen. Eines Abends färbte sich der Himmel im Nordwesten plötzlich blutrot. Es entstand eine furchtbare Panik; Weiber, Kinder, Greise und junge Männer eilten wehklagend auf die Straßen und in die Kirchen, wo sie andächtig beteten und Palmen sangen. Um die Bevölkerung zu beruhigen — vielleicht auch, um die eigene Furcht zu dämpfen — telegraphierte der Bürgermeister des Städtchens sofort an einen hervorragenden Astronomen, den Direktor eines berühmten Observatoriums: „Himmel feuerrot, Volk in großer Angst, bitte um Erklärung des Phänomens.“ Darauf traf folgende Antwort des Astronomen ein: „Unbesorgt! Abendröte!“ Das klassische Telegramm wurde öffentlich angeschlagen.

Sonnenbilder im Laub der Bäume. Wohl jeder hat schon die Beobachtung gemacht, daß bei Sonnenlicht sich auf dem Boden unter belaubten Bäumen zwischen den Schatten der Blätter zahllose helle Fleckchen befinden, die aber merkwürdigerweise kreisrund sind und nicht etwa die zufällige jagdige Gestalt der Deffnung zeigen, durch die das sie erzeugende Sonnenlicht fällt, was man doch eigentlich erwarten sollte. Die Erklärung für diese im ersten Augenblicke strappierende Erscheinung ist äußerst einfach und wird an einem anderen Beispiele deutlicher hervortreten: Zündet man in einem dunklen Zimmer eine Kerze an und beschattet eine Wand durch einen zwischengestellten Schirm, in dem sich eine feine Deffnung befindet, so erscheint auf der Wand nicht etwa ein helles Bild dieser Deffnung, sondern ein deutliches (umgekehrtes) Bild der Kerze. Jeder Punkt der Kerze sendet ja Licht durch die Deffnung auf die Wand, jedoch jeder Lichtpunkt ein Bild der Deffnung entwirft; alle zusammen aber ergeben, mosaikartig nebeneinander liegend, ein getreues Abbild des lichtsendenden Körpers. Bei größeren Deffnungen schieben sich allerdings die einzelnen Abbilder der Deffnungen derartig übereinander, daß die Umrisse der Lichtquelle im Abbilde sich total verwaschen. Die Blätter der Bäume lassen nun im allgemeinen das Licht nur durch kleine Zwischenräume hindurch, infolge dessen müssen die hellen Stellen am Boden die Gestalt der Lichtquelle, der Sonne haben, also kreisrund sein. Daß es wirklich Bilder der Sonne sind, dafür noch einen weiteren Beweis: Wenn zur Zeit einer Sonnenfinsternis ein Teil der Sonnenscheibe vom Monde bedeckt ist, so daß die Sonne die Gestalt einer Sichel hat, erscheinen auch die kleinen Bilder im Schatten des Laubes sämtlich als kleine Sichel, also als getreue Abbilder der Lichtquelle.

Europas Lugszüge. Wir lesen in Dinglers Polytechnischem Journal: Welch große Entfernungen in verhältnismäßig kurzer Zeit seit einigen Jahren von den sogenannten Lugszügen durchfahren werden, darüber dürften einige Mitteilungen nicht ohne Interesse sein. Zunächst ist der Nord-Egyptenzug zu erwähnen. Dieser Zug, der bekanntlich zwischen Ostende und Berlin täglich verkehrt und wöchentlich zweimal bis St. Petersburg durchgeführt wird, legt die 2575 km lange Strecke zwischen Ostende und St. Petersburg in 43 Stunden zurück. London erreicht man von St. Petersburg aus (2811 km) im Anschluß an diesen Zug in 49 1/2 Stunden. In der nächsten Zeit ist beabsichtigt, diesen Zug einmal wöchentlich von Berlin nach Warschau zu führen. Der Ostende-Wien-Constantza-Egyptenzug, der bis Wien täglich, bis Constantza aber nur wöchentlich verkehrt, fährt bis zur letztgenannten Station (2726 km) in 53 1/2 Stunden. Die Reise zwischen London und Konstantinopel über Köln-Passau-Wien (3310 km) erfordert bei Benutzung dieses Zuges 73 1/2 Stunden; Triest, wohin ein Zweig desselben von Wien aus wöchentlich einmal zum Anschluß an die zwischen Triest und Alexandrien verkehrenden Dampfer des österreichischen Lloyd weitergeführt wird, erreicht man mit ihm von Ostende (1927 km) in 43 Stunden und von London (2163 km) in 49 Stunden. Der Orient-Egyptenzug, der älteste aller dieser Lugszüge, durchläuft die 3099 km

lange Strecke Paris-Konstantinopel über Karlsruhe-Stuttgart-München-Wien-Pest-Belgrad-Sofia in 64 1/2 Stunden und verkehrt bis Wien täglich, bis Konstantinopel zweimal in der Woche. Der Peninsular-Egyptenzug, wöchentlich einmal zwischen Calais und Brindisi laufend, durchläuft 2183 km in 39 1/2 Stunden. Eine Reise von London nach Brindisi (2351 km) wird im Anschluß an diesen Zug in 43 1/2 Stunden zurückgelegt. Bei dem Süd-Egyptenzug, der den direkten Verkehr zwischen Paris und Madrid (bez. Gibraltar) und zwischen Paris und Lissabon (über Medina-Salamanca) je zweimal wöchentlich vermittelt, beansprucht die Fahrt von Paris nach Madrid (1452 km) 26 Stunden, bis Lissabon (1897 km) 36 1/2 Stunden. Der Nord-Egyptenzug, zur Zeit zwischen Berlin und Verona täglich verkehrend, braucht für diese Strecke (1108 km) 19 1/2 Stunden. Bei seiner Weiterführung bis Neapel wird er eine Strecke von 2155 km zu durchlaufen haben. Der Petersburg-Wien-Cannes-Egyptenzug, der im Winter wöchentlich einmal zwischen Petersburg und Cannes, zwischen Petersburg und Wien jedoch täglich gefahren wird, hat 3091 km zu durchlaufen, wozu er einschließlich eines 3tägigen Aufenthaltes in Wien 65 Stunden braucht; der Engadin-Egyptenzug (Calais-Thurij) — nur im Sommer verkehrend — legt 1088 km in 20 Stunden, der Wien-Karlsbad-Egyptenzug 508 km in 8 Stunden zurück. Erwähnt sei noch, daß in Erwartung eines sehr starken Fremdenverkehrs aus Oesterreich-Ungarn und Rußland infolge der Pariser Weltausstellung für nächstes Jahr in Aussicht genommen sein soll, den Orient-Egyptenzug zwischen Wien und Paris doppelt verkehren zu lassen und den Nord-Egyptenzug wöchentlich dreimal, statt bisher zweimal, vom März nächsten Jahres ab in St. Petersburg und Paris abzulassen, und zwar von St. Petersburg jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag und von Paris jeden Montag, Mittwoch und Freitag.

„Tante“ Krüger zu Hause. Von der Gemahlin Ohm Pauls entwirft ein englisches Blatt folgende interessante Schilderung: Frau Krüger ist die Verkörperung häuslichen Wesens. In ihrem Äußeren, ihrer Haltung und ihrer Rede ist sie so anspruchslos, wie die Frau eines Farmers in Lincolnshire; sie ist auch ebenso sparsam und mäßig. Ohm Paul ist Besitzer eines großen Vermögens, und daß er dieses hat zusammenbringen können, verdankt er vor allen Dingen auch der Frau, die fast ein halbes Jahrhundert für ihn geforgt, gestrebt und gepart hat. Ohm Paul war Farmer, Schäfer, Soldat, Geistlicher, Gesandter und Präsident, und in jeder Phase dieser wandlungsreichen Laufbahn hat „Tante“ Krüger unbedingt Glauben an ihren Gatten gehabt und ihm stets ergebene Bewunderung entgegengebracht. Die fast etwas pathetische hat. Paul Krüger ist heute nach ihrer Meinung der größte Mann, den es giebt. Der strebsame, ehrgeizige Farmer fand einen Schatz, als er das sanfte, blauäugige Mädchen fragte, ob sie ihn heiraten wolle, und sie schüchtern zu Boden sah und sagte: „Ich kann baden, lochen, nähen, reinmachen und scheuern!“ Noch heute badet, näht und scheuert die erste Frau in Transvaal. Wenn der Präsident zu Hause ist, kann man sie jeden Morgen um 6 Uhr sich über einen kleinen Küchentisch beugen sehen, um ihrem Gemahl seinen Morgenkaffee zu bereiten. Im Kaffeeschalen ist „Tante“ Krüger unübertroffen, und Präsident Krüger behauptet, daß sie mit weniger Kaffee bessere Resultate erzielt, als jede andere Hausfrau in Transvaal. Wenn Frau Krüger ihren schweren Pflichten für den Haushalt nachgegeben ist, zieht sie ein schwarzes Alpaca-Kleid an, setzt sich gemütlich in ihr kleines Wohnzimmer und stopft Strümpfe. Jedes Kleid, das sie trägt, oder in den letzten Jahren getragen hat, ist von ihr selbst angefertigt. Die Frau des Präsidenten der südafrikanischen Republik hat niemals mehr als drei Kleider auf einmal gehabt, und alle sind schwarz. Sie begnügt sich auch mit zwei Hüten, die wie die Kleider von ihr selbst garniert werden. Der für besondere Gelegenheiten referierte Hut, der zum Besuche machen oder zum Kirchgang mit dem Präsidenten benutzt wird, ist in Pretoria ebenso bekannt, wie Ohm Pauls unveränderlicher Cylinder. Einer ihrer vielen guten Charakterzüge ist ihre Liebe zu Tieren. Sie besorgt die Wöden, Vögel oder Fiebern zum weiblichen Kopfsputz zu tragen und hat sich niemals einer solchen Anstalt schuldig gemacht. Als für ihren Gatten ein Standbild errichtet werden sollte, besuchte der Bildhauer Frau Krüger, um ihre Meinung über die Entwürfe einzuholen. Die Zeichnungen stellten den Präsidenten in seinem Alltagsanzug mit dem unvermeidlichen Cylinder dar. Bescheiden bat Frau Krüger darum, daß der Hut oben ausgehöhlt würde, so daß die Vögel daraus trinken könnten, wenn es regnete. Dieser Wunsch wurde erfüllt, und bei den seltenen Gelegenheiten, wenn es in Transvaal regnet, kann man einen kleinen schwarzen Vögel um den Hut des Krügerstandbildes flattern, aus der Höhlung trinken und sich in dem Wasser baden sehen.

* Dante. Von Chr. Hönes, Stefan in Nürtingen. Sammlung gemeinverf. wissensch. Vorträge, herausgegeben von Rud. Birkhoff. Neue Folge. 14. Serie, Heft 325/6. Verlagsanstalt und Druckerei N. G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg 1899. Preis 1.50 M. — Dr. H. H. Freund. Hundausgabe des Invalidenversicherungsgesetzes. (Berlin, J. F. Neime.) 2 M.

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.